

Marie
Hermanson
Die
Schmetter-
lingsfrau

Roman

Suhrkamp

Anna, Mitte Dreißig, unabhängig, beruflich erfolgreich, ist gerade von ihrem Liebhaber verlassen worden. Sie bucht eine Reise nach Borneo, um in der Hitze des Dschungels Roger zu vergessen, und tatsächlich bringt ein Ausflug in den Urwald sie auf andere Gedanken – ein rätselhaftes Zucken, ein unbekanntes Gefühl im linken Bein lenken all ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Zurück in Schweden, läßt Anna ihr »Reisesouvenir« vom Tropenspezialisten und Insektenforscher Willof untersuchen. Und dieser ist begeistert: Eine seltene Schmetterlingsart hat sich Anna als Wirtstier ausgesucht und in ihrem Oberschenkel drei Schmetterlingspuppen plaziert. Willof überredet die Auserwählte, in sein Schmetterlingshaus zu ziehen und dort die Puppen in ihrem Bein bis zum Schlüpfen zu tragen. Für Anna eine leichte Entscheidung; sie quartiert sich im Glashaus ein, wo sich bald ihre Erinnerungen an Vergangenes wie von selbst mit der Gegenwart verweben. Und die vermeintliche Oase? Die entwickelt sich binnen kurzem zu einem Ort merkwürdigster Vorgänge ...

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel
Värddjuret
bei Albert Bonniers Förlag, Schweden
© Marie Hermanson

4. Auflage 2016

Erste Auflage 2004

suhrkamp taschenbuch 3555

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45555-5

Die Schmetterlingsfrau

Wann genau geschah es?

Ich möchte, daß es da am Fluß war, neben der Stelle mit dem goldbraunen Wasser, wo die Fische zwischen den Wurzeln schwammen. Als die Zeit aufhörte und ich von mir befreit wurde.

Ich liege auf meiner plastikbezogenen Matratze. Ich habe ein dünnes Leintuch auf mir. Es riecht leicht modrig. Eigentlich wäre es nicht nötig, mich zuzudecken, das Thermometer zeigt 27 Grad. Aber aus Gewohnheit möchte ich unter etwas kriechen, wenn ich mich schlafen lege. In einem Haus mit Glaswänden ist man schon ausgeliefert genug.

Der Modergeruch ist so schwach, daß ich ihn nur rieche, wenn ich das Leintuch zum Gesicht hochziehe. Ansonsten geht er in den wunderbaren Düften unter, die mich umgeben. Süße, schwere Blumen- und Obstdüfte.

Jetzt in der Dämmerung sind die Schmetterlinge ziemlich ruhig, nur ein paar Spinner flattern durch die Luft, groß und lautlos wie Fledermäuse. Manchmal fliegen sie so dicht an mir vorbei, daß ich ihre weichen Flügel an der Wange spüre.

Ich bin nach Borneo gefahren, weil Roger Schluß gemacht hat. Meine Sinne waren eingefroren und brauchten viel Wärme, um wieder aufzutauen.

Ich bin sechsunddreißig und habe die letzten zehn Jahre ziemlich unverändert gelebt.

Ich arbeite als Zeichnerin. Freischaffend. Es gibt Leute, die finden mich gut, aber ich selbst finde, daß ich bluffe. Nein, das stimmt nicht, ich mache meinen Job gut und bin mir dessen bewußt. Aber ich weiß, daß ich etwas

Besseres machen könnte. Etwas ganz anderes. Oder richtiger: Ich wußte es einmal. Jetzt bin ich nicht mehr so sicher.

Ich habe immer das Gefühl, daß die Zeichnungen, die ich mache, auch von jemand anderem gemacht werden könnten. Natürlich nicht von irgend jemandem, ein bißchen Talent braucht man schon, aber es geht um Technik und ein Gefühl für Trends, nicht um mich.

Und wenn schon, warum sollte es um mich gehen?

Das habe ich einmal geglaubt. Daß es beim Zeichnen um mich geht. Ich hatte wohl Künstlerträume, wie man so sagt.

Ich versuche immer noch, neben der Arbeit meine eigenen Sachen zu machen. Aber wenn ich meine, etwas ganz Eigenes zu zeichnen, stelle ich fest, daß es Typen, Trends sind, moderne Mythen. Als ob mein Stift an MTV angeschlossen wäre. Andere sehen es vielleicht nicht, ich jedoch sehr wohl. Es kommt von außen, nicht von innen.

Manchmal berührt mich ein eiskalter Gedanke: Das *ist* vielleicht mein Inneres. Dieses Rauschen und Flimmern ist so tief in mich eingedrungen, daß es mein geistiger Inhalt geworden ist. Und wenn ich zu lügen meine, erzähle ich die reine Wahrheit über mich.

Ich lebe allein. Ich hatte mehrere Verhältnisse, oft mit verheirateten Männern. Das wird zur Gewohnheit. Ein eingefahrenes Gleis. Ich weiß nicht, ob ich einen Mann ertragen würde, der nicht verheiratet ist. Einen Mann, der jede Nacht bei mir schlafen könnte. Mit dem ich zusammenwohnen würde, der nie nach Hause ginge. Was macht man die ganze Zeit? Ich bin es gewohnt, in begrenzten Zeitabschnitten zu planen: eine Stunde über Mittag, drei Stunden am Abend. Hin und wieder mal ein ganzes Wochenende.

Ich habe nie versucht, Kinder zu bekommen. Ich habe nicht immer verhütet; manchmal dachte ich, schwanger zu sein, und war dann immer sehr froh, wenn ich es nicht war. Ich hatte einige Male Eierstockentzündungen, als ich jung war, es kann gut sein, daß ich unfruchtbar bin. Einmal habe ich ein ganzes Jahr lang nicht verhütet, weil ich von der Spirale heftige Blutungen bekam und mir von der Pille übel wurde. Es passierte nichts, obwohl es auf sexuellem Gebiet eines meiner aktivsten Jahre war. Dann nahm ich eine andere Pille, die ich besser vertrug.

Ich habe mich nie nach Kindern geseht. Das stimmt wirklich. Habe nie so ein Ziehen beim Anblick eines Kinderwagens verspürt, wie es bei angeblich allen normalen Frauen der Fall ist.

Aber natürlich habe ich mich gefragt, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich Kinder gehabt hätte. Wer wäre ich geworden? Sicher jemand ganz anderes, als ich jetzt bin. Und natürlich habe ich darüber nachgedacht, daß es bald zu spät ist für eine Entscheidung. Bald wird es gar nicht mehr möglich sein. Ich werde also nie erfahren, wie es ist.

Andererseits kann man doch kein Kind bekommen, nur weil man wissen will, wie es ist.

Oder?

Ich habe keine Eltern und keine Kinder. Keine Verbindung nach hinten. Keine nach vorne. Ich bin meine eigene Verbindung, frei schwebend in der Zeit. Das ist ein merkwürdiges Gefühl.

Als ich in das Leben meiner Eltern trat, war alles Wichtige schon geschehen. Was sie betraf, so war alles schon vorbei. Eine kleine Tochter konnte nichts mehr verändern.

Doch, sie liebten mich. Natürlich. Aber ihre Herzen waren nicht mehr offen. Sie waren schon voll mit so vielem anderen, ihre Liebe hatte ihre Form gefunden, die Türen hatten sich hinter den Kostbarkeiten geschlossen. Woher sollten sie wissen, daß da noch jemand zum Lieben kommen würde?

Meine Mutter und mein Vater lernten sich spät kennen. Meine Mutter war zweiundvierzig, als sie mich bekam, mein Vater vierundfünfzig. Mein Vater war Witwer, die Ehe war kinderlos gewesen. Er vergaß seine erste Frau nie. Ihr Foto hing bei uns an der Wand. Sie ruhte wie ein Schatten über meiner Kindheit. Ich meine das nicht negativ. Nur die stille, unsichtbare Gegenwart eines unbekanntem Menschen.

Meine Mutter war nicht verheiratet gewesen. Sie lebte zusammen mit ihren Schwestern und ihrem Vater.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie sich kennengelernt haben. Die Fakten kenne ich: Sie trafen sich in der Bank, wo Vater Filialleiter war. Großvater war kurz zuvor gestorben, und Mutter ging zur Bank, um seine Wertpapiere und Konten durchzugehen.

Aber wieso haben sie beschlossen, zu heiraten?

Manchmal denke ich mir, daß es so war: Wie im Mär-

chen, in einem richtigen Gruselmärchen, in dem unser Haus ein dunkles und verfallenes Schloß ist. In einem Raum steht ein Sarg mit einem toten alten Mann, und im Raum nebenan, in dem es bis auf den Feuerschein dunkel ist, sitzen drei schwarzgekleidete Hexen eng beieinander und schmieden Pläne.

»Unser Geschlecht muß fortbestehen. Sonst sterben wir aus. Unser mächtiges Geschlecht braucht einen Erben«, jammern sie und ringen die Hände.

»Wir müssen einen Mann herbeischaffen«, flüstert eine schließlich.

Es ist die Älteste.

»Nein, nein, kein Mann! Kein Fremder!« rufen die anderen beiden.

»Doch, es muß sein. Eine von uns muß sich opfern, und das bist du«, sagt die Älteste zur jüngsten Hexe gewandt, die einen entsetzten Schrei ausstößt.

Aber sie weiß, daß sie gehorchen muß. Die Älteste befiehlt.

»Du bist die Jüngste. Du bist noch fruchtbar. Nur du kommst in Frage«, sagt die Älteste. »Begib dich in die Welt hinaus, such einen Mann und bring ihn her. Schnell, bevor es zu spät ist. Schnell, schnell.«

Und die Jüngste weiß, was sie zu tun hat. Sie nimmt ihren Besen und fliegt ins Dunkel hinaus. Sie ist mehrere Tage unterwegs. Sie fliegt über Straßen und Plätze und späht nach unten. Es gibt jede Menge Männer. Aber sie sehen alle so anstrengend aus. Sie laufen herum und kommandieren und reißen den Mund auf und lachen und tun. Und die meisten haben auch so viele Sachen: Autos und Boote und Briefmarkensammlungen und Angeln und Sportausrüstungen. Solches Zeug möchte sie nicht im Schloß haben.

Aber dann sieht sie einen Mann, der allein auf einer Parkbank sitzt. Er sieht sehr müde und traurig aus, er sitzt ganz still da. Sein Mantel und sein Hut sind von guter Qualität, seine Schuhe sind geputzt. Der Schnurrbart ist grau.

»Der sieht ruhig und angenehm aus«, murmelt die Hexe zufrieden vor sich hin. »Mit dem werden meine Schwestern einverstanden sein.«

Dann fliegt sie im Sturzflug nach unten und packt ihn am pelzverbrämten Kragen. Er ist so müde, daß er kaum zu zappeln vermag. Sie fliegt mit ihm nach Hause ins Schloß und wird von den beiden anderen mit Lob überschüttet, wie sie gehofft hatte.

»Der ist genau richtig, der ist genau richtig!« krächzen sie.

Der Mann bekommt oben im Turm ein hübsches Zimmer und wird mit guten Sachen gefüttert, damit er stark und fruchtbar wird. Wenn die Hexen in den Stockwerken unter ihm ihre Séancen abhalten, sitzt er in seinem Turm und hört ihr heiseres Geschrei. Er schaudert. Aber was kann er machen? Er ist viel zu müde und viel zu traurig, um zu fliehen.

Manchmal schleppen sie ihn nach unten, er soll an ihrem Spektakel teilnehmen. Sie drücken ihm einen Zauberhut auf den Kopf und geben ihm einen Zauberstab in die Hand.

»Mach ein paar Kunststücke«, sagen sie. »Nur ein bißchen Hokuspokus. Los.«

Aber das kann er natürlich nicht. Alles geht schief. Sie reißen ihm den Hut vom Kopf und schreien, daß er nicht wert sei, ihn zu tragen, er flieht in sein Turmzimmer.

Dann wird eines Tages endlich ein kleines Kind gebo-

ren, und die Hexen jubeln, daß es im ganzen Schloß hallt. Aber das ist ja ein schreckliches Märchen. Ich weiß nicht, warum ich es erzählt habe.

Ich werde ein viel schöneres erzählen.

Es war eine große Holzvilla. Es gab wirklich einen Turm, aber es war kein Hexenschloß. Nein, eine große schöne Villa, hellgelb mit weißen Fensterrahmen, mit Erkern, Balkons und Mansardendach. Da wohnten meine Mutter und ihre beiden Schwestern. Ihre Mutter war gestorben, als meine Mutter ein Teenager war. Sie wohnten auch als erwachsene Frauen noch bei ihrem Vater, der Kapitän gewesen war. Als er starb, war Mutter vierzig und meine beiden Tanten über fünfzig. Mutter arbeitete als Bürokräft in einer Importfirma.

Vater war Bankfilialleiter. Seine Ehe war kinderlos und sehr liebevoll gewesen. Seine Frau hatte Kinderlähmung gehabt, nicht sehr schlimm, sie hinkte nur ein klein wenig, aber plötzlich, nach vielen Jahren, verschlimmerte sich die Krankheit, lähmte und erstickte sie schließlich.

Sie war zwei Jahre tot, als meine Mutter eines Tages in die Bank kam, um sich einen Überblick über die Finanzen der Familie zu verschaffen. Keine der Schwestern kannte sich in Geldangelegenheiten aus, um diese Dinge hatte der alte Kapitän sich immer selbst gekümmert.

Da saß sie im Besucherstuhl an seinem großen Schreibtisch und hielt ihre Handtasche fest, eine Frau mittleren Alters in Trauerkleidung, mit rosigem Gesicht und dunkelbraunem, welligem Haar ohne einen Faden Grau. Mädchenhaft und altjüngferlich zugleich. Ein bißchen eingeschüchtert durch den pompösen Bankpalast, aber auch stolz. Stolz auf ihren Namen, stolz auf ihre Kapitänsfamilie.

Dafür gab es keinen Grund, unsere Familie war wirklich nichts Besonderes. Wenn Mutter und ihre Schwestern über unsere Vorfahren sprachen, sah ich sie als

eine lange Reihe von Familienporträts vor mir: Mächtige, furchtlose Männer in Uniformen mit Goldtressen auf den Schultern, die über eine stürmische, fremde See blickten. Aber in Wahrheit waren ihre Schiffe einfache Frachter, die mit Holz die Westküste entlang nach Norwegen führen. Es gab auch ein paar Lotsen in der Familie. Ganz sicher ehrbare Männer, die ihr Handwerk verstanden, aber bei meiner Mutter klang es, als wären wir adelig.

Und dann er: ergraut, würdig. Die schmalen schönen Hände, die in den Papieren ihres Vaters blättern – merkwürdige Papiere mit Schnörkeln am Rand, wie eingeraht, man sah wirklich, daß sie wertvoll waren. Klare, sehr hellblaue Augen, aber oh, wie traurig sie schauen.

Was dachten sie vom anderen? Was erhofften sie sich?

Einen neuen Vater, der den Platz des verstorbenen einnahm? Einen furchtlosen Kapitän, der den Sonntagsbraten aufschneiden und mit Schnörkelpapieren umgehen konnte?

Eine fröhliche Frauenstimme in seiner stillen, leeren Wohnung? Einen warmen, gesunden Körper? Gut zubereitete Abendessen, frisch gebügelte Hemden?

Kinder? Dachte einer von beiden an Kinder?

Wie haben sie sich einander genähert? Ich kann es mir fast nicht vorstellen. Eine Riesenkluft muß zwischen ihnen gelegen haben. Ein kürzlich begrabener Vater. Eine tote Ehefrau. Papiere. Geld. Formalitäten. Und beide kontaktarm, isoliert in ihren Welten.

Vielleicht erkannten sie im anderen die Isolation und wurden davon angelockt. »Hier ist ein Mensch, der genauso eingeschlossen in seiner Welt lebt wie ich in meiner. Dieser Mensch wird mich in Ruhe lassen.« (Ich muß das geerbt haben. Ich bevorzuge Männer, die schon randvoll sind. Mit Familie, Interessen, beruflichem Engage-

ment. Leere Männer, in denen es vor Sehnsucht und Bedürfnissen hallt, machen mir angst.)

Wer hat den ersten Schritt gemacht? Hat sie ihn zum Essen in die gelbe Holzvilla eingeladen? Oder er sie zu Kaffee und Kuchen in ein Café? Und dann?

Ich werde es nie erfahren. Wir werden auf einem Berg von Geheimnissen geboren.

Drei Monate nach Großvaters Beerdigung heirateten sie. Sie zog in seine Wohnung. Ein Jahr darauf war ich unterwegs.

Man war der Meinung, daß man mit kleinen Kindern nicht in der Stadt wohnen könne. »Man war der Meinung«, sage ich. Wer war dieser Meinung?

Ich kann mir vorstellen, wie es war. Ständige Besuche in Mutters Elternhaus. Die Tanten sagen immer wieder: »Aber ihr könnt doch mit der Kleinen nicht in der Stadt wohnen. Bei dem Verkehr und der schlechten Luft. Das ist nicht gut für sie.« Und Mutter protestierte manchmal und stimmte manchmal zu.

Diese Frauenstimmen, wie oft habe ich sie gehört. Rhythmische Stimmen, die sich trennten und wieder vereinten wie in einem Chor. Themen wurden variiert und verstärkt, Formulierungen wanderten von einem Mund zum nächsten, kleine selbstherrliche Triller und unisono gesungene Refrains. Als ich älter wurde, nannte ich es Streiterei. Aber als ich klein war, war es wie ein Naturgeräusch, ein Summen und Brausen, das meine Kindheit begleitete. Es floß in meine Spiele, meine Mahlzeiten, mein abendliches Bad und erfüllte mich mit Geborgenheit und Wissen. Wie man einen Fisch ausnimmt. Wie man ein Hemd bügelt. Das Elend in der Welt. Die Krankheiten entfernter Verwandter.

Als ich eineinhalb war, zogen wir in die gelbe Holz-

villa. Tante Dagmar und Tante Wilma zogen in eine Zweizimmerwohnung über dem Kurzwarengeschäft ein paar Straßen weiter.

Aber eigentlich zogen sie nie wirklich aus. Sie nahmen nur das Allernotwendigste mit. Einen Großteil ihrer Sachen ließen sie im Haus zurück. Sie verbrachten die meiste Zeit bei uns. Sie kamen am Morgen und blieben bis zum Abend. Sie gingen nur zum Schlafen in ihre Wohnung.

Wilma war Klavierlehrerin und Dagmar Schneiderin, sie hatten schon immer zu Hause gearbeitet. Dagmar hatte weiterhin Schüler in unserem Wohnzimmer – das Klavier in die Zweizimmerwohnung umzuziehen, das kam überhaupt nicht in Frage. Wilmas Schneideratelier war während meiner ganzen Kindheit im Oberstock, auch wenn die Aufträge im Lauf der Jahre durch den Tod der Kunden immer weniger wurden.

Heute finde ich das Ganze absurd. Aber als Kind fand ich es völlig normal.

Vater hatte sein Arbeitszimmer direkt über dem Wohnzimmer. Abend für Abend mußte er sich das unsensible, falsche Geklimper der Klavierschüler anhören. Und dabei liebte er richtige Musik über alles. Er ging sehr oft ins Konzert und in die Oper. Meistens ging er allein. Mutter kam mit, wenn Operetten gegeben wurden.

Es kam hin und wieder vor, daß er, wenn wir, Mutter, die Tanten und ich, nach einem Ausflug nach Hause kamen, allein im Wohnzimmer saß und klassische Musik vom Plattenspieler hörte. Sein Kopf war erhoben, die Augen waren geschlossen, und er nahm die Musik intensiv in sich auf.

Nie habe ich ein Wort der Mißbilligung oder der Kritik von ihm gehört. Er war immer freundlich und groß-

zünftig. Leise. Ausgesprochen gut angezogen und ordentlich.

Wie hat er es in diesem Haus ausgehalten? Vielleicht war er ganz einfach nicht anwesend. Er lebte in der Vergangenheit mit seiner ersten Frau. Vielleicht brauchte er dieses aufdringliche Gegengewicht aus Geschwisterkabberei, Kindergeschrei und Klaviergeklimper, um nicht ganz den Kontakt mit der Gegenwart zu verlieren.

Beinahe täglich sprachen Mutter und die Tanten über ihre Kindheit und die Eltern. »Weißt du noch, wie Mutter...«, sagten sie zueinander. »Vater hat immer gesagt...«

Obwohl ich meine beiden Großeltern nie gesehen habe, waren sie merkwürdig lebendig für mich. Ich wußte genau, mit welcher Bürste Großmutter sich die Haare gebürstet und auf welchem Stuhl Großvater immer gegessen hatte, wenn er die Börsennachrichten im Radio hörte.

»Das war wirklich eine *gute* Ehe«, hörte ich Mutter einmal sagen, die Schwestern stimmten in verschiedenen Tonlagen ein. Ich glaube, sie sahen die Ehe ihrer Eltern als Ideal, und deshalb sind sie selbst so lange unverheiratet geblieben. Sie hatten die perfekte Ehe erlebt, und das war der Maßstab.

Alles, was in diesem Haus geschah, vom Teppichklopfen bis zum Weihnachtenfeiern, folgte einer strengen Liturgie. Am schlimmsten war natürlich Weihnachten. Vom Morgen des Heiligabend bis zum Abend des zweiten Feiertags war jede Minute durch Traditionen festgelegt, das ganze Haus schien in ein Netz aus unsichtbaren Regeln und Vorschriften eingesponnen. Mutter und die Tanten hatten rote Wangen und waren völlig überdreht. Sie suhlten sich in Familiengeschichten, sie lachten und redeten ununterbrochen, wie berauscht von Erinnerungen. Vater

schlich wie ein Schatten durchs Haus und verbrachte so viel Zeit wie möglich in seinem Arbeitszimmer, um ja nichts falsch zu machen.

Wir wurden nie eine richtige Familie.

Für Mutter gab es nur eine Familie: In der waren meine Großmutter und mein Großvater die Eltern, und sie und die Schwestern waren die Kinder. Vater und ich konnten für sie nie so wichtig werden.

Sie gewöhnte sich nicht an ihren neuen Nachnamen. Ihre Unterschrift sah bis an ihr Lebensende gleich aus: Vorname, dann etwas Durchgestrichenes – der Mädchenname, bis sie es merkte. Dann Vaters Nachname.

Und was meinen Vater anging, so glaube ich, daß nichts von dem, was nach dem Tod seiner ersten Frau geschah, für ihn richtig wirklich war.

Sie lebten in ihren eigenen Welten, und ich war aus beiden ausgeschlossen. Nur selten hörte mir jemand zu, Mutter plapperte mit den Tanten oder vor sich hin, sie war geradezu eingehüllt in Geplapper. Und zu meinem Vater konnte ich dreimal das gleiche sagen, ohne daß er reagierte.

Vielleicht bin ich jetzt ein wenig ungerecht. Ich bekam sehr viel Aufmerksamkeit. Ich war ja »die Kleine«. Das Kind. Das Wunder. Ein Kind in diesem Haus, wer hätte das gedacht?

Aber sie widmeten ihre verehrungsgleiche Zuneigung der *Rolle* dieses unerwarteten Überraschungskindes. Ich hatte immer den Eindruck, daß sie nicht mich anschauten, wenn sie mit mir sprachen, sondern immer ein ganz kleines bißchen daneben. Ich mußte also immer einen halben Schritt zur Seite machen, um ins Blickfeld zu geraten.

Ich war ein Star auf einer Bühne, die von einem unfähig-

gen Beleuchter angestrahlt wurde. Das Scheinwerferlicht erhellte die Szene direkt neben mir, ich jedoch stand im Schatten. Ich mußte dem Lichtkegel folgen und nicht umgekehrt.

Manchmal machte ich diesen Schritt zur Seite. Manchmal zog ich es vor, im Schatten zu bleiben. Im Licht fühlte ich mich geliebt und beachtet. Im Dunkel war ich ich selbst.